

Ein Geheimnis im Herzen der Stadt

JÜDISCHES LEBEN „Ein Zeichen Gottes“: Zwei Funde in Sankt Sebald erzählen von Jahrhunderten der Geschichte Nürnbergs, bewegend, irritierend und rätselhaft. Sie bezeugen Mord und Verdrängung, sie verbinden das Mittelalter mit der Gegenwart - und weisen in die Zukunft. Nun soll etwas daraus wachsen.

VON HANS BÖLLER

In der ehemaligen Wöchnerstube gibt es heute Kaffee und Kuchen, die Atmosphäre ist herzlich, das Ambiente heiter. Es riecht nach Zimt. Menschen reden miteinander, alte und junge, vielleicht über Gott und die Welt, vielleicht über das Wetter oder den Fußball. Auch das ist Kirche.

Der Raum ist alt, sehr alt, man sieht es an den Decken, der älteste Balken stammt aus dem Jahr 1302. Dort, wo es heute Apfelkuchen gibt, leistete einst der Wöchner den kirchlichen Bereitschaftsdienst, hierher, in diese Stube im Sebald-Pfarrhof, brachten seine Eltern im Mai 1471 den Säugling, der Nürnberg bis heute weitrühm besichert. Gegenüber, in



der Kirche Sankt Sebald, wurde Albrecht Dürer dann getauft.

Sankt Sebald, die älteste Stadtkirche, hat eine immense Wucht, in den Ausmaßen des Baus, in seiner Geschichte, aber auch emotional. Hier liegt der Heilige Sebaldus, der Stadtpatron, begraben, hier brannte 1361 der Pfarrhof, als der deutsch-römische Kaiser Karl IV. seinen in Nürnberg geborenen Sohn Wenzel taufen ließ – beim Aufwärmern des Taufwassers griffen die Flammen über.

Nürnberg gehörte zu den bedeutendsten Städten der Alten Reichs – und ging misamt der Sebaldus-Kirche in Flammen auf, als ein neues, dunkles Reich 1945 unterging. Der Pfarrhof, in dem Nazi-Flaggen hingen, blieb verschont.

„Eine stadtgesehliche und geistige Keimzelle Nürnbergs“, sagt Martin Brons, sei Sankt Sebald, Leibl Rosenberg nennt die Kirche „das Herz dieser Stadt“.

Es ist ein starkes, lebendiges Herz und ein wundres – zwei nicht verheilte Narben steht man jetzt wieder, noch nicht lange, einen Stein und eine Tür. Auch diese Geschichte hat eine enorme Wucht.

Martin Brons sieht Stein und Tür täglich, wer mit ihm davorsteht, spürt, wie ihn das bewegt. Brons ist der Pfarrer von Sankt Sebald, ein Mann, der Herzlichkeit, Zugwandtheit und ein großes Verantwortungsbewusstsein ausstrahlt. Leibl Rosenberg nennt ihn „einen Glücksfall für uns“. Er meint nicht nur die Israelitische Kultusgemeinde Nürnberg, der er angehört. Er meint die Stadtgesellschaft der Gegenwart.

Rosenberg, Herzensfranke, Publizist und Raubgutforscher, hat die jüdische Geschichte Nürnbergs aufgeschrieben, er ist ein lebenswürdiger, feinsinniger und humorvoller Mann, und er sagt auch, dass er dem Pfarrer Brons jetzt viel Kraft und Glück wünscht. „Eine Fügung von oben“, so formuliert es Rosenberg, „hat ihm eine große Aufgabe gestellt.“

Die Geschichte Nürnbergs ist auch die Geschichte der jüdischen Bürger, die hier lebten – und starben, sie wurden gedemütigt, vertrieben, ermordet, über Jahrhunderte. Sie hatten mit, diese Stadt zur mittelalterlichen Perle aufzubauen, sie machten sie zur blühenden Metropole des späten 19. Jahrhunderts – aber fast nichts mehr erinnert an sie, und deshalb, findet Leibl Rosenberg, sei es kein zu

großes Wort, jetzt von „einem Zeichen Gottes“, wie er sagt, zu reden. Oder gleich zweien davon.

Sie finden sich gegenüber der alten Wöchnerstube, schon sehr lange. Entdeckt worden, wiederentdeckt, sind sie erst im Zuge der Renovierung des Pfarrhofs zwischen Mai 2019 und Juli 2020: ein jüdischer Grabstein aus dem Jahr 1334 und, darunter, eine hebräische Inschrift auf einer Eichenholztruhe von 1501. „An dieses Tor soll kein Kummer kommen“, lautet sie, es ist einer von drei Unheil abwehrenden Schutzsprüchen, die Juden an Türen ihrer Häuser schrieben. Wer davor steht, spürt, dass hier gedankliche Zeitreisen begangen können, in alle Richtungen.

„Frau Gutlin, Tochter des Rab Simson“, der auf dem Grabstein gedacht wird, starb 1334, wenige Jahre später, 1349, erlaube jener Kaiser Karl IV. den Bürgern Nürnbergs, die Juden zu vertreiben, zu erschlagen. Sie zerstörten ihre Häuser, den Friedhof und die Synagoge am Hauptmarkt, auf deren Fundament die Frauenkirche steht.

Und 1501 gab es kein jüdisches Leben in Nürnberg mehr, zwei Jahre zuvor waren die zurückgekehrten jüdischen Bürger wieder vertrieben worden. Dreieinhalb Jahrhunderte lang durften keine Juden in der Stadt leben, in der die Mörder dem antisemitischen Terror 1935 mit den „Nürnberger Gesetzen“ einen scheinlegalen Anstrich gaben.

Wie kam der Stein hierher? Wann? Nach den Morden von 1349? Oder 150 Jahre später? Es gibt unzählige viele Belege dafür, wie jüdische Grabsteine missbraucht worden sind, in der Nürnberg Sankt-Lorenz-Kirche fand man vor einem halben Jahrhundert vier davon, zerschlagen und zu Treppenstufen verbaut, mit Füßen getreten. Heute stehen sie im jüdischen Friedhof.

Aber für diesen Stein ist hier in der Mauer Platz geschaffen worden, er hat keine Funktion, er ist beinahe liebevoll gefasst. Die Tür ist unbeschädigt, sie passt genau in die Mauer. Sie könnte, meint Leibl Rosenberg, Teil eines Trauerhauses des zerstörten jüdischen Friedhofs gewesen sein. Die Schrift verzerrten Vokalzeichen, Hilfestellungen

Es ist Raubgut, und doch ist es so ambivalent

zur Aussprache, möglicherweise war der Verfasser gar nicht Jude. Sollten sie an das jüdische Leben erinnern? Eine Verbeugung vor der jüdischen Gelehrsamkeit ausdrücken? Wer den Grabstein sehen will, muss nach oben blicken. Man ertappt sich bei dem Gedanken, es könnten Zeichen der Zuneigung sein. Oder wäre das eher ein nativer Wunsch? „Es ist schwer vorstellbar, dass es wertschätzend gemeint war“, sagt Martin Brons, „es ist Raubgut, und doch ist es so ambivalent.“ Der kleine Raum hinter der Tür heißt in mittelalterlichen Schriften „Geheimnis“ – warum, auch das weiß niemand. Wahrscheinlich bleibt es das. Ein Geheimnis.

Aber die Tür führt ja nicht nur in die Vergangenheit. Sie führt, das hoffen Martin Brons und die Israelitische Kultusgemeinde, in die Zukunft. „Wir waren so glücklich, dass Herr Brons gleich zu uns gekommen ist, das war ein historischer Fortschritt“, sagt Leibl Rosenberg. „Einen superrollen Menschen“ nennt Jo-Achim Hamburger, der Vorsitzende der Gemeinde, den Pfarrer, „einen der Gutwilligen, die den Dialog suchen“, leider, sagt er auch, sei das Interesse daran oft nicht ausgeprägt

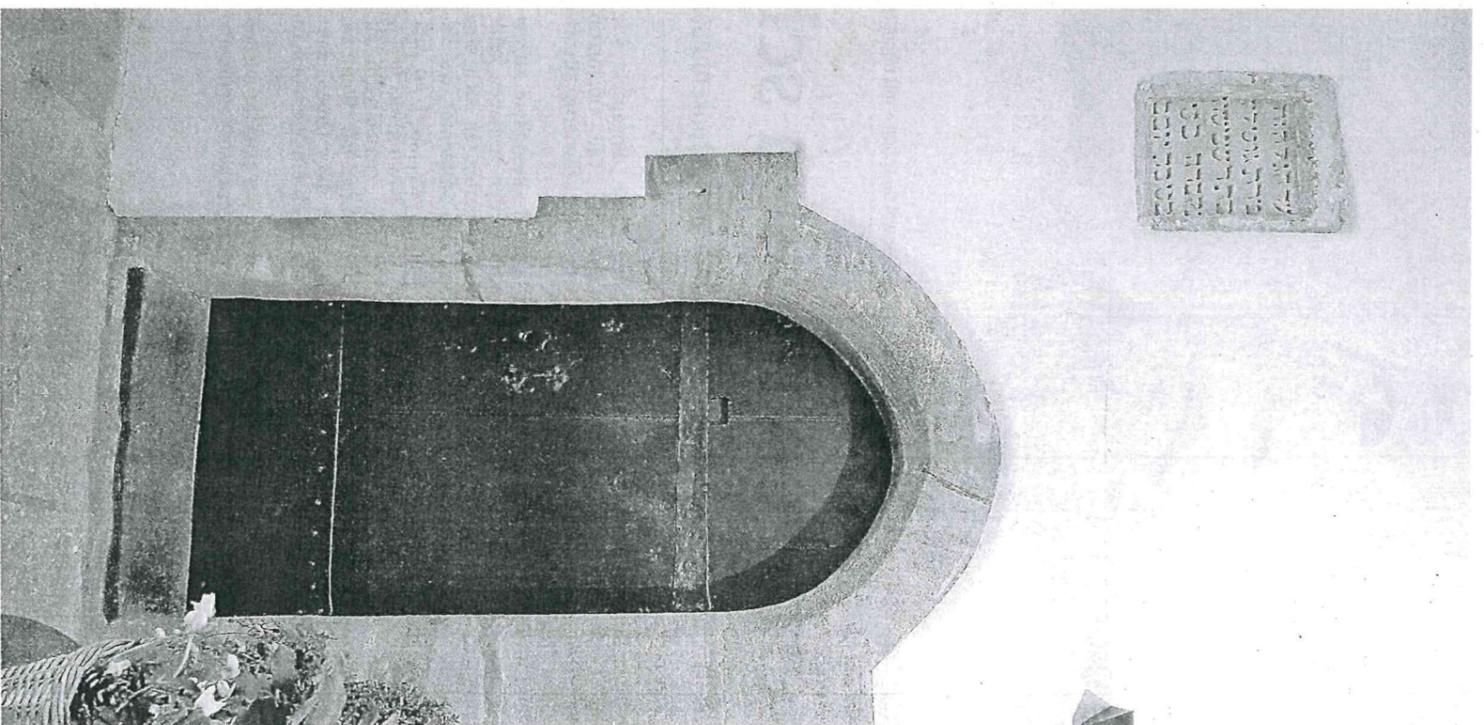


Foto: Hans Böller

Ein jüdischer Grabstein von 1334, eine Tür mit hebräischer Inschrift von 1501: Dahinter liegt, im Pfarrhof von Sankt Sebald, ein Raum, der im Mittelalter „Geheimnis“ hieß.



Foto: Timo Lechner/epd

Martin Brons, Leibl Rosenberg und Jo-Achim Hamburger (von links) während der Renovierungsarbeiten 2019 im Pfarrhof von Sankt Sebald.

gewesen – und auch davon erzählt der Grabstein der Frau Gutlin.

Es gibt einen Brief von Jakob Feuchtwanger, geschrieben 1957 an die Stadt, er erzählt darin von seiner Kindheit in Nürnberg. „Als kleine Jungen spielten wir gerne Detektive, um das Historische und die Geheimnisse des alten Nürnberg zu entdecken“, schreibt er, und „als wir uns unseres

von gewusst haben. Und die Vergangenheit blieb verschüttet.“

Beides zurückzugeben, erzählt Martin Brons, sei der spontane Impuls gewesen. Aber Stein und Tür, entschied die Israelitische Kultusgemeinde, sollen in Sankt Sebald bleiben. „Den Stachel haben sie uns zu recht gesetzt“, sagt Brons. Auch Sankt Sebald zeigt, dass mittelalterliche Frömmigkeit und der Hass auf Juden oft eins waren. An einem Pfeiler des Ostchors der Kirche findet sich eine „Judensau“, eine widerwärtige Schmähung, am Bogenfeld des Marienportals stößt man auf antijüdische Darstellungen.

„Im selben Ungeist sind jüdische Bürger Nürnbergs bis ins 20. Jahrhundert verachtet und verteuft, vertrieben und vernichtet worden“, heißt es in einer Erklärung des Kirchenvorstands von Sankt Sebald: „Voller Scham verbeugen wir uns vor den Millionen Opfern des Judenhasses. Wir bitten sie und unseren gemeinsamen Gott um Vergebung.“

„Was haben sie von der Kanzel gepredigt, als vor der Kirche die Nazi-Horden aufmarschiert sind?“, fragt Jo-Achim Hamburger und denkt auch an 2017, gefeiert als Lutherjahr. Sankt Sebald gehörte zu den ersten reformierten Kirchen, „Nürnberg leuchtet in ganz Deutschland, wie eine Sonne unter Mond und Sternen“, schrieb Martin Luther, der Erneuerer von Glauben und Kirche. Er war auch – ein Antisemit.

Den Stachel haben sie uns zu recht gesetzt

Martin Brons ist ein junger Mann, er ist erst 43 Jahre alt. Ob ihn die Wucht von Sankt Sebald manchmal bedrückt? Nein, sagt er, „ne, es ist die schönste Pfarrstelle, die es in Bayern gibt, ein Geschenk“ – und die große Aufgabe, sagt er, nimmt er dankbar an, „auch wenn ich natürlich nicht ahnen konnte, wie sehr mich die Begegnung mit der jüdischen Gemeinde beschäftigen würde“. Brons kam in Nürnberg zur Welt, seine erste Pfarrstelle war die an der Erläserkirche in der Altstadt von Jerusalem – manchmal glaubt man wirklich, dass es das gibt, Fügung.

Der kleine Raum, das Geheimnis, soll ein Ort der Begegnung werden, offen für alle, vielleicht Teil eines Weges durch die Stadt auf jüdischen Spuren. „Physisch ist hier wenig Platz, geistig viel“, sagt Leibl Rosenberg, „und man muss nicht immer museal denken“, findet Jo-Achim Hamburger.

Martin Brons berührt der Brief von Jakob Feuchtwanger besonders, „diese jüdische Identitätsstiftung in einem christlichen Raum“, vielleicht, überlegt er, könnte auch das ein Anstoß sein und der Pfarrhof „ein Identifikationspunkt für die jüdischen Glaubensgeschwister im Herzen der Nürnberger Altstadt werden“. Ein Raum für Juden und Christen, offen für alle, die guten Willens sind.

Eine Form zu finden – gemeinsam mit der jüdischen Gemeinde, der Stadt und ihren Museen –, das sei, sagt Martin Brons, „eine der großen Aufgaben für die nächsten Jahre“. Sie haben damit begonnen, sie sind, sagt er, nicht immer einer Meinung, „wir streiten auch, das bedeutet Dialog“. Martin Brons ist dankbar um das gegenseitige Vertrauen. „Und wenn Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch die Kraft dazu“, sagt Leibl Rosenberg.